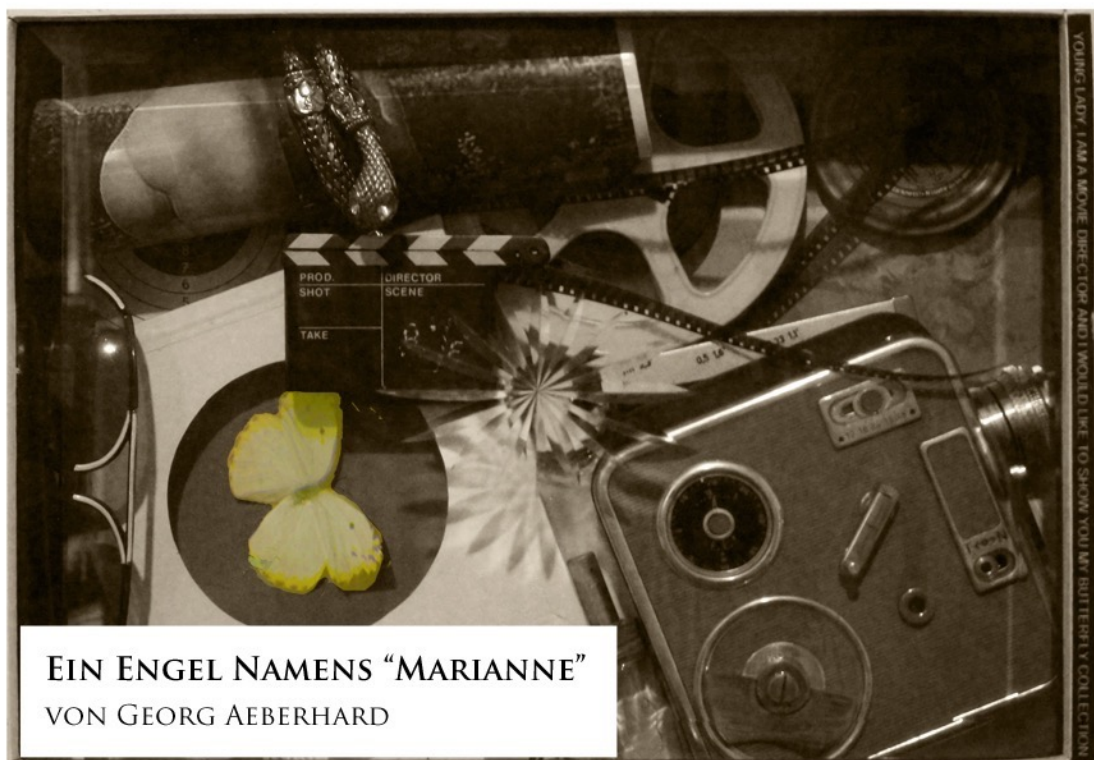


Georg Aeberhard • Klosterplatz 15 • CH- 4500 Solothurn • +41(0)78 9091921



COLLAGE VON JAROSLAV SEIBERT, 2010

I didn't want that moment to end and I didn't want the feeling to ever leave me. But all things leave us, all people, all feelings, no matter how we want them to stay, no matter how tight we hold on to them.

James Frey, „The Final Testament of the Holy Bible“, 2011

EIN ENGEL NAMENS „MARIANNE“

Sie sagte zu ihrem ergrauten Patienten: "Schreiben Sie doch in der Sprache, in der Sie träumen". Der Mann mit dem Herzen aus dem Takt, hatte der Pflegerin gerade von seinem Dilemma erzählt, wie es ihm schwer fällt, sich zu entscheiden in welcher Sprache er am besten schreiben sollte. Ihre einfache Aufforderung überraschte ihn, so hatte er sich die Sache noch nie überlegt. Aber er träume ja in Bildern! „Es sind fragmentarische Szenen, gewisse Abläufe, da wird nicht gesprochen,“ erwiderte er. „Gut, es können verschiedene Situationen in verschiedenen Ländern sein – aber Sprache?“ Kaum hatte er so geantwortet, begann er nachzudenken, ob es wirklich so sei. Er lebte in drei Sprachen, ja, und hatte also jeden Grund, in einem Traum jeweils die der Situation entsprechende Sprache zu hören. Zu hören?...

Plötzlich spürte er ihre Hand die seine zu ergreifen. Und diese Hand hielt die seinige umschlungen und er erwiderte den Druck. Die Krankenschwester hielt seine Hand sanft, doch fest. Nach einer Weile veränderten sie die Stellung ihrer Hände; er verzahnte seine Finger in ihre und sie machte mit, gleich intensiv, gleich sanft und fest zugleich. Sie blieb bei ihm: Seit langem, seit langem spürte er keinen Mensch so nahe bei sich. Er hielt die Augen verschlossen, er fühlte sich aufgehoben wie vielleicht zuletzt auf dem Schoss seiner Mutter, nachdem er sich das Knie brennend schmerzhaft aufgeschürft hatte.

Man forderte ihn auf, durch die Mund- und Nasenmaske zu atmen; regelmässig, entspannt und er spürte seines Engels Händedruck, den er so gerne erwiderte.

Vom Anfang an war sie ihm sympathisch: Sie holte ihn im Warteraum ab, stellte sich mit ihrem Familiennamen vor; sie schüttelten sich die Hände (ihre waren auffallend kalt, so auffallend kalt, dass er es ihr gegenüber bemerkte, aber Frau S. zuckte bloss mit den Achseln, das sei manchmal so bei ihr). Frau S. führte ihn auf die Intensivstation, wo sein Herz wieder in Rhythmus gebracht werden sollte - heute bereits zum siebten Mal in den letzten fünf Jahren. Sie fragte ihn, ob er nicht noch "pisi machen" müsste und er verneinte, doch einige Schritte später hatte er es sich anders überlegt und ging aufs WC. Frau S. war geduldig mit ihm.

Er lag im Bett und beobachtete die Pflegerin, als sie ihn für die Behandlung vorbereitete, die Brust enthaart hatte, um nachher die Kontakte der EKG-Kabel fest anzukleben und zu verkabeln. Später kamen die durchsichtigen Schläuche daran, für die sie einen Einstich in seine Blutadern anbringen musste. Die erste Ader, die sie oberhalb seines Handgelenks anstach, war innen geplatzt. Die Pflegerin war darüber unglücklich, das sah er, und er wünschte, sie wäre es nicht und sagte gelassen, "dann finden wir eine andere". Sie setzte ihre Arbeit fort, fand eine andere Ader, diesmal auf seinem Handrücken; den Einstich spürte er fast nicht, es gelang jetzt perfekt.

Er beobachtete Frau S. die ganze Zeit, er suchte ihre Augen, er hing an ihren Augen, konnte sich nicht satt sehen an ihren klaren, leuchtend-grünen Augen, die wie von innen zu glitzern schienen, Edelsteinen gleich. Ihre Haut war sonnengebrannt, ihre Haarfarbe

ganz schwarz, aber nicht von der Natur her; die Haarfärbung sollte wohl das Grau ihres Alters verschleiern. Wie alt konnte sie sein? 35? 40? 45? Vielleicht sogar 50. Oder erst 30... Bis jetzt entdeckte er nichts an ihr, was ihn abstossen würde: kein Fingernagellack, keine Schminke, einfache Sandalen, schöne Figur, flinke Bewegungen, alles an ihr war ganz unprätentiös. Einzig ihre Sonnenbräune schien ihm übertrieben, vielleicht war es aber bloss der Kontrast ihrer dunklen Haut zu den weissen Spitalkleidern. Als Frau S. weiter mit Schläuchen hantierte, alles noch einmal überprüfte, hatte er die ganze Zeit gehofft, dass sich ihr Namensschild endlich mit dem Namen zu ihm drehen würde. Nein, er hatte ihren Vornamen nicht erfahren.

Sie! Sie, Frau S., nur den Familiennamen kannte er und wo sie wohnte. Da er den Namen nicht wusste, hatte er sich entschieden, er wolle sie Marianne nennen.

Marianne. Sie fingen wieder an zu sprechen. Es fiel ihnen leicht, obwohl sie sich weiterhin siezten. Er erzählte ihr seine Vorgeschichte, die dazu führte, dass er da zu liegen hatte, aber eben nicht zum ersten Mal den Herzrhythmus verloren habe; Vorhofflimmern nennt man das genau. Sein Herz war aus dem Takt, seit fünf Jahren immer wieder; es ist fast zersprungen. Ja, das Herz: ein Herz schlägt hoch oder kaum noch, etwas kann herzerreissend oder herzlos sein, es pocht, es schlägt, es schlägt für etwas oder für jemand, es kann gebrochen werden, es kann versagen und schliesslich zu Ende schlagen; immer wieder ertappte er sich dabei, in Gedanken weitere sprachliche Attribute des Herzens zu suchen.

Marianne war ein guter Zuhörer. Und so erzählte er ihr von dieser einen Woche seines Lebens, die für ihn offenbar zuviel wurde

und sein Leben gründlich und für immer verändert hatte. Nur wenige Tage nach der gelungenen Feier des achtzigsten Geburtstages seiner Mutter, an der sie mit ihrer typisch mitreissenden Munterkeit noch gesungen und getanzt hatte, war sie einem nächtlichen Hirnschlag erlegen. Eine Woche darauf sollten sie „en famille“ mit ihren 11-jährigen Kindern in die Skiferien in die Schweiz fahren und so schlug er vor, er bringe die Familie hin, fahre zurück, bereite das Begräbnis vor und hole sie in einer Woche wieder ab. Gesagt, getan. An einem Tag 800 Kilometer hin, am anderen 800 Kilometer wieder zurück; die Woche in Prag trauernd und gleichzeitig sachlich handelnd; alles für das Begräbnis bestellt, unterschrieben und veranlasst – die Bestattung konnte stattfinden, sein Gewissen war beruhigt, sogar die Lieblingsmusik seiner Mutter hat er herausgesucht - und dabei immer wieder viel geweint. Nach drei Tagen fuhr er die 800 Kilometer wieder in die Schweiz zurück.

Am nächsten Tag, dem letzten vor der Abreise, wollten ihm die Kinder zeigen, wie gut sie nun Ski fahren konnten. Obwohl er vom langen Autofahren noch weiche Knie hatte, war er mit ihnen mit dem Skilift hochgefahren, dann noch eine Strecke höher, auf 2300 Meter. Das Wetter war nicht besonders, mit Sicht nur auf etwa 200 Meter, eher diesig, der Schnee ziemlich vereist. Die Kinder fuhren los, er folgte ihnen, aber gleich beim etwa dritten Schwung rutschte er aus und schlitterte ziemlich weit hinunter. Als er endlich wieder auf den Beinen stand, merkte er, dass sich die Piste vor ihm verzweigte. Er sah aber seine Kinder nicht, er wusste nicht welche Piste sie gewählt hatten. Da hörte er einen langgezogenen, verzweifelten Schrei. Der Schrei kam von der Mulde aus, die sich zwischen den zwei Pisten ausbreitete. Da, in ihrer Mitte, am Fusse einer einsamen, senkrecht hinauftragender Traverse aus Eisen, lag seine Tochter, neben ihr stand

sein Sohn, der nach ihm schrie. Er fuhr los, aber die letzte Strecke zu seinen Kindern musste er durch tiefen Schnee stampfen. Er war ausser Atem als er endlich zu ihnen stiess. Inzwischen waren andere Leute herangefahren und bildeten einen stummen Kreis um seine bewusstlose Tochter. Gott sei dank trug sie einen Helm und eine feste Skibrille - sie schlug frontal mit der Traverse zusammen, wie von einem Magnet angezogen. Wieso liess sie sich nicht einfach in den Tiefschnee fallen um die Kollision zu vermeiden? Er schaute ihr blasses Gesicht an, das engelhaft unberührt aussah; nichts schien verletzt, einzig auf der unteren Lippe war ein winziges Bluttröpfchen zu sehen. Sofort beschlich ihn die Angst, ihre Wirbelsäule könnte verletzt sein. Nach dem Atem immer noch ringend, hörte er, wie es passiert war. Es kam eine Ärztin dazu, die zufällig den Hang hinunter fuhr und jemand hatte den Unfall vom Sessellift aus gesehen und den Rettungsdienst bereits alarmiert. Er druckte seinen Sohn an sich und betete, dass die Ärztin und der Mann vom Rettungsdienst, der inzwischen mit dem Rettungsschlitten angekommen war, dass sie wussten, was zu tun war. Man hätte sein bewusstloses Mädchen am liebsten mit einem Helikopter direkt ins Spital in Chur fliegen wollen, hatte der Mann vom Rettungsdienst gesagt, aber die schlechten Sichtverhältnisse würden es nicht erlauben.

Er rief wiederholt den Namen seiner Tochter und schliesslich öffnete sie die Augen, die nach einer Weile seiner Stimme folgten. Sie erblickte ihn, sie hatte ihn wahrgenommen und sagte zweimal nacheinander: "Papi, und jetzt, jetzt sterbe ich?"

Diesen letzten Satz erzählte er Marianne nicht. Er fügte noch an, dass es zwei Stunden gedauert hatte, bis unten im Bergdorf ein erstes

Röntgenbild gemacht und er beruhigt sein konnte, die Wirbelsäule war nicht betroffen und seiner Tochter die Querschnittlähmung erspart blieb. Gott sei dank!

Marianne erzählte wiederum von ihren Reisen. Auf Reisen zu gehen sei ihr ein Ausgleich, sie müsse "da 'raus", sagte sie, "wenn sie dürfe..." Er fragte nicht nach, obwohl es ihn Wunder nahm: "wenn sie darf..." Was hatte das zu bedeuten? Was hinderte sie, für sich zu entscheiden? Er hatte inzwischen erfahren, dass sie alleine unterwegs war: nach Iran, nach Finnland, nach Sri Lanka, zuletzt nach Paris; in Finnland hat sie ein Patenkind, in Sri Lanka übernimmt sie die Arbeit einer Familie, damit die sich erholen kann und doch einen Verdienst habe. Er sagte, er dagegen, er reise fast nicht mehr; höchstens an Orte in der unmittelbaren Umgebung: nach Avignon, zum Beispiel, nach Arezzo, ins Allgäu und Ammergau; jedenfalls reise er in solche Länder nicht, von denen er weiss, dass da Leute irgendwo in Kerkern unter den Füßen der Touristen gefoltet werden; nicht einmal in Schwellenländer wie die Türkei. Und dass Kuba so populär ist, wäre ihm absolut unverständlich.

Er sagte, er liebe die vier Wände seiner Wohnung in der Altstadt, in die er sich nach der Trennung von der Familie zurück zog, er wäre für sein Leben genug unterwegs gewesen und nicht immer freiwillig. Im Badzimmer habe er drei 10-Liter-Einmachgläser voll von gesammelten "seifeli", ganze Menge an Hotel- und Fluglinienseifen. Wenn er das erzählte, kam er sich vor wie zur Zeit seiner Jugend in Prag, als sie die Mädchen mit dem Versprechen anzumachen versuchten, ihnen ihre Schmetterlingssammlungen zu zeigen. Diese Anmache war dank einem damals populären Film so

abgedroschen, dass die Mädchen es nicht mehr ernst nehmen konnten. Sie lachten und kreischten: "Iiii... Insekten, aufgespiesst, iiii, pfui!" Doch die imaginären Schmetterlinge erfüllten ihren Zweck, zusammen lachten sie darüber, kamen so ins Gespräch. Inzwischen sind 45 Jahre verflossen und er lockte da Marianne mit seiner Seifensammlung...

Allmählich kam das Behandlungsteam zusammen, man wartete nur noch auf den Oberarzt, der die Konversion durchführen sollte. Er telefonierte noch, hiess es mehrmals. Mit Marianne sprachen sie nicht mehr zusammen, sie war mit den verschiedenen Apparaten beschäftigt. Und dann, als man ihm die Maske aufgesetzt hatte, griff Marianne nach seiner Hand und hielt sie fest und sanft zugleich. In seinem Kopf wurde es kurz heiss und wenig später fiel er in die Bewusstlosigkeit.

Er war seinem unerwartet erschienenen Engel dankbar. Es können so viele Menschen um einen sein und doch ist man allein, nicht nur auf dem Bett einer Intensivstation. Mariannes Handeln, ihr "human touch", ihr sanfter und zugleich fester Druck vergesse er nie; es hätte auch der letzte sein können, in dieser irdischen Welt. Dann wäre sie ein richtiger Engel geworden.

Als er nach einigen Minuten zu sich kam, waren sie mit Marianne wieder alleine. Der Anästhesist, die Ärztin, der Oberarzt, die Stationsschwester waren fortgegangen, nur sie blieb bei ihm. Ja, es ist gelungen, sein Herz in Rhythmus zu bringen; dank 200 Joules. Er war erleichtert, glücklich. Er lag da ergeben, noch benommen von der kurzen Bewusstlosigkeit, aber sofort habe er sich an des Engels Hand erinnert. Er fing wieder an von seiner Sammlung zu sprechen,

peinlich, doch er konnte sich rechtzeitig besinnen und sprach den Satz nicht zu Ende.

Er spürte das Verlangen, er möchte mit Marianne weiter sprechen. Er möchte ihr nahe sein und mehr von ihrem Leben erfahren. Er hatte ihr seine Visitenkarte gegeben und sie eingeladen, zusammen das Restaurant oben am Berg zu besuchen, er lade sie sehr gerne ein. Sie sagte: "Das machen wir."

„Marianne, machen wir's?!“

Er hatte heute geträumt. Wie üblich "sprachlos"; es liefen Szenen ab, die mit Marianne zu tun hatten: er suchte nach ihr an ihrem Wohnort: mit Hilfe der Street View von Google, er sah Strassenbilder wie durch das Auge der Kamera von Street View aufgenommen, schwebende Bilder einer Ortschaft, die er nicht kannte. Eigentlich ein sehr moderner Traum, sozusagen up to date, aber seine Energie war uralte Sehnsucht.

Angeregt von diesem Traum, ging er noch vor dem Mittag auf eine Wanderung, die ihn nach etwa 2 Stunden zu Mariannes vermeintlichem Wohnort führte. Die Eisenbahnlinie umkreiste das am Hang liegende Dorf, welches infolgedessen zwei Bahnstationen hatte. Er ging mit gemächlichem Tempo von der oberen zur unteren Station hinunter und spähte dabei über jeden Vorgarten- und Gartenzaun, in sich die Hoffnung tragend, er würde seinen Engel da irgendwo zufällig erblicken, sicher die Sonne anbetend. Er kam sich vor wie in voller Pubertät, als es ihm genüge mit dem Velo in ein anderes Stadtquartier zu fahren und die gleiche Luft zu atmen wie das Mädchen, das dort wohnte, dem er gerade erlegen war. Es wunderte ihn, dass er so etwas noch zu erfahren vermag, dass in ihm dieses

Aufflackern nicht erloschen war.

Er hatte kein Glück, der Zufall wollte es nicht. Inzwischen hatte er die untere Bahnstation erreicht, der Lokalizug fuhr gerade ab. Egal. Und es war ihm egal, ganz allein auf der unbedienten Bahnstation geblieben zu sein. Es war heiss, 30 Grad am Schatten, 4 Uhr nachmittags. Es schien, die Zeit stände still. Die Sonne glühte mit voller Wucht auf die Erde hinunter, auf das für die Ernte reife Kornfeld vor ihm, über dem sich das ganze Alpenpanorama streckte, soweit das Auge sah. Schaute man zum Firmament hinauf, in welcher Richtung auch immer, sah man Flugzeuge, wie sie kreuz und quer ihre unheimlichen Streifen über den klaren Himmel zogen, das traurige Schicksal dieser Erde verkündend.

An den Traum der nachfolgenden Nacht konnte er sich nicht mehr erinnern. Aber er war erwacht fest entschlossen, Marianne zu finden. Es war ein Montag und die Geschäfte erst nachmittags offen. Er kaufte eine kleine und eine grosse Schachtel dunkler Schokolade, liess jede mit einem im Staniolpapier verpackten Herzen versehen und fuhr ins Spital. An der Abteilungsrezeption war es ihm gelungen, seines Engels richtigen Vornamen zu erfahren und er schrieb es auf das kleinere Päckchen auf, dem er eine DVD beige packt hatte, die mit einem selbst gedrehten Musik-Kurzfilm bespielt war, in dem auch Mariannes Wohnort vorkam. Die Krankenschwester an der Rezeption sagte ihm noch, Nicole S. hat erst am Donnerstag wieder Dienst. Nicole! Marianne heisst Nicole.

Es sind inzwischen fast drei Wochen verstrichen und bisher meldete sich Nicole S. nicht. Er hätte erwartet, so ein paar Tage würden verstreichen und sie würde anrufen, sich bedanken und sie

würden zu einem rendez-vous abmachen. War sie gerade in Finnland? Oder ist sie in Sri Lanka? Oder gibt es eine Anweisung, dass man mit Patienten nicht weiter in Kontakt treten darf? War es jemand anders, der oder die ihn an der Hand hielt? Wieso sagte sie nicht einmal „Danke“ für die Pralines? Er fragte mit einem e-mail seinen behandelnden Arzt, wer es wirklich war, der ihn an der Hand gehalten hatte, aber seine Antwort half nicht weiter: „Leider kann ich mich nicht entsinnen wer da am Werke war, aber es freut mich, dass die Konversion so gut funktioniert hat.“ Ja, das freute ihn ebenfalls, aber wieso diese Stille?

Ein Engel fliegt heran und fliegt davon, ist nicht zu fassen. Nein, dass dürfte nicht sein. Nach mehr als einer Woche setzte er sich an den Computer und dank den wenigen Angaben, die er kannte, den Familiennamen und den Wohnort, kam er schliesslich an einen einzigen brauchbaren Hinweis: einen Reisebericht auf der Internetseite einer Pflegerinnenschule, in dem ein Spital in Finnland beschrieben wurde. Der einige Jahre alte Bericht ging der mit der Aufforderung zu Ende, „Bei anfälligen Fragen, könnt ihr Euch selbstverständlich an mich wenden, habe noch zahlreiche Infos abzugeben!“ Es folgte die Adresse, die Mobil-Telefonnummer und das e-mail. Zuerst versuchte er es mit einem e-mail.

„Liebe Frau S., vor einer Woche und einem Tag schauten Sie zu mir auf der Intensivstation im Bürgerspital und ich fühlte mich bei Ihnen bestens aufgehoben und unsere verschiedene Gesprächsthemen fand ich sehr anregend.

Ich habe Ihnen mit einer kleinen Aufmerksamkeit gedankt (hoffentlich hat Frau B. das Päckchen weitergeleitet), aber ich möchte noch mehr sagen.

Ich habe einen Brief in die Anlage getan, im Word-Format, und falls Sie mein sozusagen erweitertes „Dankschön“ lesen möchten, würde es mich sehr freuen; falls nicht, dann löschen

Sie es und vergessen Sie es.”

Der Brief in der Anlage hatte den folgenden Wortlaut:

Liebe N.,

verzeihe, wenn ich mir das „Du“ erlaube, aber ich kann Dich nicht als Frau S. ansprechen.

Ich möchte, dass Du zuerst weißt, dass es mir egal ist, ob Du einen festen Freund oder eine feste Freundin hast, verheiratet bist oder wie auch immer. Ich will Dir danken.

Du hast mich mehrere Stunden lang betreut und ich habe mich so aufgehoben gefühlt wie vielleicht das letzte Mal auf dem Schoss meiner Mutter. Ich bin Dir wahnsinnig dankbar für dieses Gefühl und „I’ll cherish it for ever“.

Ich will nicht in Dein Leben eintreten. Ich wünsche mir nichts anderes, als dass wir noch einmal zusammenkommen und all das zu Ende besprechen, was wir am 1. Juli alles angesprochen haben; von Mensch zu Mensch sozusagen.

Ich habe Dir am Schluss meine Visitenkarte gegeben und Dich zu einem Essen in ein Restaurant unter dem Weissenstein eingeladen und Du hast gesagt: „ja, das machen wir.“

Bitte, nimm mit mir Kontakt auf: „machen wir’s“.

Das e-mail mit dem Brief schickte er von mehreren e-mails-Adressen, die auf seinen Namen lauteten, aber sie kamen alle zurück, deklariert als unzustellbar. Allmählich fing er an dieses Ersuchen um ein Wiedersehen aufzugeben, aber er konnte es nicht glauben, dass jemand, der zu ihm einem Engel gleich gut war, so grausam sein könnte, ihn nicht einmal zum Teufel zu schicken. Deshalb fasste er Mut und rief an. Nach einem ersten Läuten wurde sein Anruf abgeklemmt.

Wieder sind einige Tage verstrichen, wieder packte es ihn und er fing an die Geschichte aufzuschreiben. Er fragte sich, ob Frau S., Nicole, die Pflegerin, ob sie den Eindruck bekam, er wäre entweder ein „Stalker“ oder ein „alter Säckl“, der den Verstand verloren hatte.

Diese Gedanken sehr wohl im Kopf, hatte er trotzdem seinen Brief ausgedruckt, denjenigen aus der Anlage zum e-mail, und brachte ihn zur Post.

Eine weitere Woche verging. Und er fragte er sich nach wie vor: ist sie gerade in Finnland? Oder ist sie in Sri Lanka? Oder gibt es eine Anweisung, dass man mit Patienten nicht weiter in Kontakt treten darf? Oder anders um: War das Pflegepersonal instruiert, einen bei der Hand zu nehmen? War es jemand anders, der oder die ihn an der Hand gehalten hatte?... Und so weiter und so fort.

Pointe? Ein Engel ist nicht zu greifen, ein Engel erscheint und zieht sich zurück frei nach seiner Gunst und seinem Belieben. Wahrscheinlich muss er seine Kräfte gut verteilen, bei so vielen, die seiner bedürfen. Doch das alles ändert nichts daran, dass eine andere Frage auftaucht: wird jemand je wieder seine Hand halten so wie es diesmal sein Engel tat?

Solothurn, Juli 2011